



Band II No. 18

Tokushima, 23. I. 1915



Kaiser's Geburtstag

Es lodern die Flammen zum Himmel empor
Und aus der Geschütze gezogenem Rohr
Ertönet gar mächtig die Kunde
Von Deutschlands gewaltigster Stunde.
Ein größeres Deutschland wird aufersteh'n
Wir wollen und dürfen nicht untergeh'n,
Zu kämpfen und siegen ist unser Begeh'r,
Es führt ja der Kaiser das tapfere Heer.

Unzählige Feinde, die Völker der Welt,
Sie haben die deutschen Gefilde umstellt.
Es dröhnet die Erde vom Stampfen der Rosse,
Das Pfeifen und Saufen der schweren Geschosse
und Schlachtengetöse die Lüfte erhebt.
Doch wehe dem Feind, wenn sich Deutschland erhebt,
Es führt der Kaiser majestätisch und her
Als Kriegsherr der Deutschen, die Flotte vom Meer.

Und während im furchtbar gewaltigen Ringen,
Die feindlichen Heere sich kämpfend umschlingen
Und während der Völker zukünftig Gesicke
Die Schlachten entscheiden, da ruhen die Blicke
Unzähliger Augen der staunenden Welt,
Auf Wilhelm dem Zweiten, dem siegreichen Held.
Er führt zu Siegen die deutsche Armee,
Zu glorreichen Kämpfen die Flotte zur See.

Heute aber da dringen zum himmlischen Tor,
Millionen frommer Gebete empor.
Die Wünsche, die jetzt unsere Herzen bewogen,
Sie gelten dem Kaiser zum Heil und zum Segen.
Zu Kaisers Geburtstag da ruhen wir aus,
Gott schirme und schütze das Herrscherhaus!
Ganz Deutschland begeistert vom Himmel erfleht
Lang lebe der Kaiser ! Heil der Majestät!
von W. Ballheimer

Wilhelm II. und der Krieg

Von unseren Feinden wird stets der Kaiser als derjenige hingestellt, der diesen Krieg seit Jahren gewollt und vorbereitet hat. Es ist die altbewährte List des verfolgten Verbrechers, der selbst am lautesten schreit: „Haltet den Dieb“. Für uns Deutsche, die wir genau beurteilen können, was wir von diesem unsinnigen Geschwätz zu halten haben, ist es an sich überflüssig, uns damit zu beschäftigen, denn jeder von uns weiß, wie aufrichtig unser Kaiser nichts als den Frieden gewünscht hat. Immerhin ist es sehr interessant zu erfahren, daß es auch noch Engländer gibt, — allerdings sehr, sehr wenige —, die sich in diesen Zeiten der Leidenschaft und des Hasses ihr klares Urteil bewahrten, und, was noch mehr ist, den Mut haben, für ihre Ansicht einzutreten. Zu ihnen gehört in ersten Linie Houston Stewart Chamberlain, der, wie selten ein Ausländer, deutsche Art und deutsches Wesen verstehen und lieben gelernt hat, und zwar so, daß ihm Deutschland seit langen Jahren schon

zu einer zweiten Heimat geworden ist. In seinen „Kriegsaufsätzen“ schreibt er wie folgt:

Mir wurde das Glück zuteil, Deutsche aus allen Gauen und aus allen Ständen gründlich genau kennen zu lernen, von des Kaisers Majestät an bis zu braven Handwerkern, mit denen ich täglich zu tun hatte. Ich habe Schulleute, Gelehrte, Kaufmänner, Bankiers, Offiziere, Diplomaten, Ingenieure, Dichter, Journalisten, Beamten, Künstler, Ärzte, Juristen intim gekannt: niemals habe ich einen Kriegslustigen oder genauer gesprochen einen Kriegslüsternden angetroffen. In England dagegen fand ich bei meinen letzten Besuchen, 1907 und 1908, allerorts einen geradezu erschreckenden blinden Haß gegen Deutschland und die ungeduldige Erwartung eines Vernichtungskrieges. Die Abwesenheit jeglicher Animosität gegen andere Völker ist ein auffallendes Kennzeichen der Deutschen — und zwar der Deutschen allein. Sie pflegen eher nach der Seite der übertriebenen Anerkennung fremder Verdienste zu irren. Außerdem weiß jeder Deutsche, daß er bei der geographischen Lage seines Landes von einem Kriege alles zu fürchten und wenig zu fassen hat. Wie sollte ein Volk, bei welchem Industrie, Handel und Wissenschaft von Jahr zu Jahr immer mehr blühen, wie dies im Deutschland der letzten 43 Jahre der Fall war, Krieg herbeizetteln wollen, der alle drei vernichtet?

Ich überschreite den mir zugemessenen Raum, übergehe gar vieles und beschränke mich heute auf das eine: ich will mir noch von Kaiser Wilhelm reden. Nur er könnte als Einzelner eine ausschlaggebende Wirkung ausgeübt haben. Ich bin dem Kaiser nicht oft, doch unter besonders günstigen Umständen begegnet: außerhalb der Hofetikette, zu zwanglosen Meinungs austausch, unbe-

lauscht. Nie habe ich ein Wort des Monarchen wiederholt; nicht daß er mir Geheimnisse anvertraut hätte, sondern weil unsereiner die mögliche Wirkung eines Wortes für einen Mann in so exponierter Stellung nicht vorausszusehen vermag: auch heute will ich von dieser Maxime nicht abweichen. Doch begehe ich gewiß keine Indiskretion, wenn ich sage, daß in dieser bedeutenden Persönlichkeit zwei Züge mir über alles bemerkenswert schienen, als die zwei „Dominanten“ ihres ganzen Fühlens, Denkens, Handelns: das tiefe, nie weichende Gefühl der Verantwortung vor Gott und — hierdurch ernst und streng bedingt — der energische, herrische, ja — wenn es nicht zu paradox klingt — der ungestüme Wille, Deutschland den Frieden zu bewahren. Deutschlands Macht — die seiner Fürsorge soviel verdankt — sollte nicht Krieg heraufbeschwören, vielmehr den Mißwillen den Frieden aufzwingen. Seine Taten beweisen es ja; denn wo auch in den letzten zehn Jahren die Situation für Deutschlands Ehre fast unerträglich ward — und dafür sorgte England nach Möglichkeit — , er war's der Kaiser, der immer wieder den Frieden durchsetzte. Nicht etwa, daß es in Deutschland eine Kriegspartei gegeben habe; das ist eine Times-Lüge; wohl aber gab es verantwortungsvolle Staatsmänner und Soldaten, die mit Recht sagten: wenn England und seine Kumpane Krieg um jeden Preis wollen, dann lieber sofort. Der Kaiser, aber konnte bei seinem Gotte dieses Argument nicht durchsetzen; er stieß das Schwert in die Scheide zurück. Kein Wunsch — dessen bin ich innerlichst überzeugt — überwog bei Wilhelm II den einen, auf seinem Sterbebette sich sagen zu können: ich habe meinem Lande unverbrüchlich den Frieden bewahrt, die Geschichte wird mich den „Friedenskaiser“ nennen. Schenkt aber Gott den deutsch-österreichischen Waffen den Sieg,

den vollkommenen, niederschmetternden Sieg — was wir alle von ihm erleben, auch wir Nichtdeutschen, insofern uns das Wohl und die Kultur der gesitteten Menschheit höher steht als nationale Eitelkeit — dann aber auch nur dann, genießt Europa eines hundertjährigen Friedens, und der Wunsch des großen und guten, von seinen Standesgenossen auf fremden Thronen so schmäählich betragenen Fürsten wird doch noch in Erfüllung gehen, glorreicher als er es sich gedacht hatte, zugleich ganz Deutschland zur Rechtfertigung vor Verleumdung und Lüge: erst recht wird er dann „Friedenskaiser“ heißen, da er und sein Heer als ihr ureigenes Werk den Frieden geschaffen haben werden.

Die sieben Glücksgötter.

Schluß

Ein anderer Chinese, den man seine Heimat kaum mehr ansieht, ist der wohlbeleibte Hotei der Hanfsack. Angeblich lebte er vor etwa 1000 Jahren als ein buddhistischer Bettelmönch in einem chinesischen Kloster. Er verschmähte auch nicht die kleinste Gabe, sei es zu seinem eigenen Nutzen, sei es, um Anderen damit zu helfen. Auf seiner beständigen Wanderschaft sammelte er natürlich große Erfahrung, und Menschenkenntnis, die er auch jedem, der ihn anging, zu Teil werden ließ. Nichts vermochte ihn aus seinem unverwüstlichen Gleichgewicht zu bringen. In dankbarer Erinnerung an seine vorbildliche Freundlichkeit und Zufriedenheit wurde Hotei nach seinem Tode als Gott verehrt. Er wird als dickbauchiger Glatzkopf mit fleischigen Ohren, unrasiertem Gesicht, dargestellt. Sein

loses Gewand läßt die zottige Brust und den dicken Leib bloß, er trägt noch einen großen Sack bei sich, mitunter auch einen langen Stecken, um damit über breite Flüsse zu setzen. Kleinere Figuren Hoteis findet man häufig im Eingang japanischer Häuser aufgestellt, es soll dies für die Gäste ein Zeichen sein, daß ihrer ein freundlicher Empfang wartet. Hotei ist auch ein großer Kinderfreund, auf seinen Erdumwanderungen soll er immer von einer Schar von Rangen begleitet gewesen sein.

Der einzige Glücksgott rein japanischer Herkunft ist Ebisu, der Lächelnde. Wahrscheinlich ist es ein verkappter Schintogott, dem wir hier begegnen. Er gilt als der Beschützer der Schifffahrt, des Handels und ein großer Freund des Meeres. Er sitzt mit gekreuzten Beinen auf einem meerumspülten Felsen. Auf dem Haupte trägt er eine zweispitzige Mütze, ein Spitzbart ziert sein lächelndes Gesicht. In der einen Hand hält er die Angelrute, in der anderen den Lieblingsfisch der Japaner, den Tai. Ebisu ist zusammen mit Daikoku, der verbreiteste Hausgott, ihre beiden Figuren sind meist auf dem Kamidana, den Wandbrett für die Hausaltäre, zu sehen.

Die Vereinigung der sieben Glücksgötter zu einer Gruppe ist verhältnismäßig neu. Ein Maler der Kanoschule hat zum erstenmale vor etwa 400 Jahren sie dargestellt, wohl in Nachbildung der sieben Weisen der Chinesen. Jedenfalls war es ein sehr glücklicher Gedanke, der ganz dem japanischen Empfinden entsprach, sonst hätte er nicht jahrhunderte lang seine Volkstümlichkeit bewahrt.

Theater.

Am vergangenen Sonntag kamen Ludwig Jakobowski's „Arbeit „ und Georg Engels „Sturmglöcken“ zur Aufführung.

In der „ Arbeit „ lernten wir ein gefälliges, zeitgemäßes Stück kennen. Wir gestehen ihm eine innerliche Notwendigkeit zu. Der Umschwung im Handeln der Arbeiter ist in ihrer Abhängigkeit von ihrem Wortführer und dessen Charakter hinreichend begründet. Dessen Gesinnungsänderung wiederum erhellt aus seinem persönlichen Verhältnis zum alten Bing, sowie aus der kühnen, achtungsgebietenden Tat des jungen Bing. Ob aber tatsächlich von Seiten einer Arbeiterschaft ein fest beschlossener Streit so leicht aufgegeben werden kann, ist zweifelhaft, wenn nicht gar unwahrscheinlich. Hier könnte man dem Dichter evtl. eine Schwäche nachweisen, die ihm, als modernen Dramatiker, nicht zu verzeihen wäre, da die Moderne alles, was die Illusion eines wirklichen Vorganges stören könnte, verwirft.

Die Aufführung brachte uns prächtige Arbeitertypen auf die Bühne und das ganze Stück wurde flott und mit großen Verständnis für seine Schönheiten bis zum Ende durchgespielt. Kampczyk hat mit seinem Bing jun. bewiesen, daß er auch Herrenrollen mit Erfolg zu spielen im Stande ist, auf der anderen Seite können wir in Spurzen ein neues Talent für die Darstellung von Damenrollen begrüßen.

„Sturmglöcken“ — das Stück spielt z. Zeit der Revolution von 1848 in Berlin. Deutschland war zum Selbstbewußtsein erwacht. Seit der Befreiungskriegen strebte es nach der Teilnahme an der Regierung, nach einer Verfassung, einer Volksvertretung. In Preußen

wurde das Volk hingehalten und schließlich auf Österreichs Betreiben die Führer und geistigen Träger der neuen Ideen als Hochverräter verfolgt. Das gab Zündstoff. Der Riß zwischen Krone und Volk wurde immer tief bis endlich, veranlaßt durch eine neue Revolution in Frankreich, im Frühjahr 1848 der offene Aufstand ausbrach. Georg Engel führt uns mitten in das tollen 48er Jahr. Meister Nagels Sohn wurde wegen „demagogischer Umtriebe“ zu Festung verurteilt und starb dort während seiner jahrelangen Haft. Dies treibt den Vater in die regierungsfeindliche Volkspartei und zu Haß und Erbitterung gegen die Stände, die der Regierung nahe stehen. Trotzdem hält ihn die Rücksicht auf Frau und Kind von einer persönlichen Teilnahme an der Revolution fern und er beharrt in diesem festen, männlichen Entschluß, auch als seine Parteigenossen ihn zu offenem Widerstand gegen die Staatsgewalt veranlassen wollen. In blindem Groll gegen die oberen Stände, sieht er in der aufrichtigen Liebe eines Leutnants zu seiner Tochter Helene ein unehrenhaftes Liebesverhältnis. Sein ganzer Ingrimm kommt zum offenen Ausbruch, als der Leutnant in einem dienstlichen Auftrag Nagels Wohnung betritt, und der Meister die beiden Liebenden in inniger Umarmung überrascht. In dem folgenden Wortwechsel berührt der Offizier das Schicksal des unglücklichen Sohns, der Meister glaubt sein Kind beschimpft, die Tochter im eigenen Hause entehrt und stürzt sich in wild hervorbrechender Wut in die Fluten der Revolution. Er gerät mit dem Offizier in Zweikampf, Helene, die die beiden trennen will, wird tödlich verwundet und stirbt — ein Opfer der Freiheit.

Übertrifft das Stück die früheren an dramatisch- literalischem Wert, so hat auch die Aufführung die bisher guten Leistungen noch

überboten. Vieles hätte selbst auf einer großen Bühne nicht besser zur Darstellung gebracht werden können. Alle Rollen waren trefflich besetzt und bis ins Kleinste hinein durchgearbeitet. Besonders wurde das Ehepaar Nagel von Ohl und Schmalenbach mit geradezu erschütternder Lebenswahrheit wiedergegeben. Die Dekoration, das gemütliche, bürgerliche Heim des Schuhmachermeisters mit dem neuen stilvollen Erker im Verein mit dem ausgezeichneten Spiel, gab dem Ganzen eine Stimmung, die dem empfänglichen Zuschauer das Stück voll und ganz als Kunstwerk genießen ließ und einen Eindruck zurücklassen mußte.

Die Aufführung der „Sturmglöcken“ berechtigt unsere Spielleitung in der ansteigenden Folge ihrer Stücke zu einem weiteren Schritt aufwärts bis zu den unsterblichen Werken unserer dramatischen Dichtkunst empor.

Fünfhundert Jahre Hohenzollern

Am 21. Oktober vorigen Jahres waren fünfhundert Jahre verflossen, seitdem die Stände Brandenburgs Friedrich von Hohenzollern, bisher Burggraf von Nürnberg, huldigten. Die Geschichte der Hohenzollern wurde die Geschichte Deutschlands. Auf einen Posten gestellt, auf dem es galt, das Deutschtum gegen den Anprall des Slawentums zu verteidigen und verloren gegangenes deutsches Land im Osten dem Germanentum zurückzugewinnen, sehen wir die Hohenzollern diese Aufgabe mit einer Zähigkeit und einem Pflichtbewußtsein erfüllen, die jedem Bewunderung abnötigen muß. Wir sehen sie kämpfen gegen innere Widersacher und Feinde von

außen, sich und ihr Staatsprinzip immer wieder durchsetzen. Durch geschickte Politik werden dem kleinen unbedeutenden Brandenburg neue Gebiete angegliedert bis aus ihrem Brandenburg-Preußen der Staat wurde, der die Führerschaft Deutschlands übernehmen konnte. Er war nicht ein lediglich aus sich selbst heraus Entwickeln, welches aus der Markgrafschaft Brandenburg unser heutiges Preußen werden ließ, sondern wenn wir die Blätter der Geschichte wenden, finden wir, daß es häufig eines tatkräftigen Eingreifens der Herrscher bedurfte, und nicht selten sah sich Brandenburg-Preußen gezwungen zur Verteidigung seines Rechtes zum Schwerte zu greifen. Ja, wenn wir uns einmal wirklich in die deutsche Geschichte vertiefen, so will es uns fast scheinen, als ob schon die ersten Hohenzollern eine Ahnung davon gehabt hätte, was ihrem Geschlechte bestimmt war. Die Maßnahmen der Kurfürsten von Brandenburg und der Könige von Preußen sind fast lückenlos von einer solchen Folgerichtigkeit, daß wir nicht an eine Zufälligkeit glauben können und mögen.

Nicht sprungweise von heute auf morgen, nein, durch ernstes Streben und Arbeiten sind die Hohenzollern und ihr Staat die Führer des gesammelten Deutschtums geworden. Auch an ernstesten Rückschlägen hat es nicht gefehlt, aber siegreich stieg der preußische Aar immer wieder empor.

Nicht Glückszufällen und Arbeiten anderer verdanken die Hohenzollern ihre heutigen Stellung; wir wollen die Verdienste ihrer großen Mitarbeiter keinesfalls verkleinern, aber wir müssen und wollen uns gern vor den Tatsachen beugen, daß die Hohenzollern in erster Linie selbst ihrer und ihres Staates große Baumeister waren.

Manchen überragenden Geist und Charakter hat das Deutsch-

tum diesem Geschlechte zu verdanken. Erwähnen wollen wir nur die uns allen am bekanntesten, den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I., Friedrich den Großen und Wilhelm I. Ja, wenn das Geschlecht der Hohenzollern nur das Genie „Friedrich den Großen“ hervorgebracht hätte, würde sein Name unsterblich sein.

Nicht in froher Feier konnte die fünfhundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem die Hohenzollern Fuß in Norddeutschland faßten, begangen werden. Nein im schwersten Kampfe zur Verteidigung dessen, was zum großen Teil die Hohenzollern selbst geschaffen hatten, traf uns dieser Festtag. Aus Tausenden von metallenen Munden donnerte es am 21. Oktober 1915 nicht zum frohen Salut, sondern in ernsten blutigen Völkerringen. Aber uns führt ein Hohenzollern, ein Sprosse des Geschlechtes, welches schon häufig in schwersten Zeiten der Führer des deutschen Volkes war, und wir sind stolz auf diesen Hohenzollern, Wilhelm II., der dereinst auch zu den Größten seines Geschlechtes gezählt werden wird.

31. Konzert

III. Symphoniekonzert

Sonntag, den 23. Januar 1916

Spielfolge:

D dur Konzert für Violine und Orchester

L. v. Beethoven

- a) Allegro ma non troppo
- b) Larghetto
- c) Rondo

Anfang 8 Uhr

Programm für den 27. Januar 1916.

I. Väterländischer Marsch v. Golde

II. Fahnenreigen

III. „Die Kriegersbraut“

Schauspiel in 3 Aufzügen

Personen:

Jens Larssen,	Lotsenkommandeur von Bremerhaven
Lisbeth,	seine Frau
Ilse,	beider Tochter
Raßmussen,	Lotse, Führer Lotsendampfer Weser II.
Jenßen ,	Seelotse
Hans Matthießen,	Kptl., Kommandant eines U-Bootes
Dirksen ,	Kapitän der 4 Mast Bark „Lisbeth“
Erster Matrose	} zur Besatzung der „Lisbeth“ gehörend
Zweiter	
Leichtmatrose	
1 Ordonnanz	
1 Dienstmädchen im Hause Larssen's	
2 Bürger	

Spieldauer ca. 50 Minuten

Erster Aufzug: Typische norddeutsche Seemannskneipe.

Stammlokal der Lotsen, Kapitän und Steuerleute.

Zweiter und dritter Aufzug: Wohnzimmer im Hause des Lotsenkommandeurs.

Erster und zweiter Aufzug spielen Anfang August 1914.

Dritter Aufzug 1½ Monate später.

IV. Zwei Kriegslieder, Gesungen vom Männergesangverein
„Germania“ mit Orchesterbegleitung.

V. „Der zerbrochene Siegel“

Personen:

Der Leutnant

Der Bursche Josef

Das Dienstmädchen Mariechen

VI. Marmorgruppen.

Anfang 7 Uhr

Wo gehen wir hin ?

Sonnabend, den 22. Januar 1916: Kintopp Ihrig

Sonntag, den 23. Januar: Symphoniekonzert des Orchesters

Sonntag, den 30. Jan. : Kabaret „Mimosa“

Sonntag, den 6. Februar: Konzert des Gesangvereins „Germania“

Sonntag, den 13. Febr.: Theater: „Gewissenswurm“

Sonntag, den 20. Febr.: Populäres Konzert des Orchesters

Sächsische Liebesgabe

Vom Verein Kriegsorganisation in Dresden ist dem Hilfsausschuß in Tokio ein Betrag von M: 1000 angewiesen worden, der unter die sich in Japan in Gefangenschaft befindlichen sächsischen Staatsangehörigen verteilt werden soll.

Schachcke

Lösung 79

1. d2 - d4 c4(e4) x en passant d3

2. c3 - 4(e3-e4) ≠

1. c5(e5) x d4

2. Tb4--b5(Tf4--f5) ≠

1. beliebig anders

2. S ≠

Lösung 80

1. Dc7 - h7 Kd5 - c4

2. Sf5 - c3 + Kc4 - b3

3. Se4 - c5 ≠

1. Kd5 x e4

2. Dh7 - h1+ Ke5 x f5

3. Dh1 - h7 ≠

1. c6 - c5

2. Sf5 - e7 + Kd5 - c4

3. Se4 - d2 ≠

1. e6 - e5

2. Sf5 - e3 + Kd5 - e5

3. f4 - f5 ≠

Richtige Lösungen sandte Weber Jos.

Aufg. 81. Weiß: Kd7, Te6, Lg1, Sb6, Ba2, b4, f4.

Schwarz: Kb5, Ta4, Ba3, a5, a6, b7, f5.

Weiß setzt mit 2 Zügen matt.

Aufg. 82. Weiß: Kh1, Db8, Lb1, Se7, g4, Bd3, g6.

Schwarz: Kc5, Bb2, b3, b4, c7, d7, d6, g2.

Weiß setzt mit 3 Zügen matt.

Aus Tsingtaus schweren Tagen

betitelt sich ein von Dr. Richard Wilhelm verfaßtes Buch, das in London im „Hutten“ Verlag erschienen ist. Der nachfolgende Auszug daraus, den wir der „Täglichen Rundschau“ entnehmen, ist

deswegen von besonderem Interesse für uns, als er nicht die uns allgemein bekannten militärischen Ereignisse behandelt, sondern hauptsächlich Erlebnisse in der Chinesen Stadt unter den Chinesen schildert.

November

1. Sonntag. Am 7 Uhr beginnt die Beschießung von Land und See aus wieder. Der große Kran auf der Werft wird gesprengt und das Dock versenkt.

Eine Granate nimmt die Ecke der Auladaches im Seminar weg, doch kommt sie nicht zur Explosion, sondern geht weiter und explodiert erst unten auf der Straße, sodaß sie keinen weiteren Schaden anrichtet. Auch in die Mädchenschule fallen mehrere Granaten. Die eine nimmt von den Schülerinnenwohnungen zwei Zimmer weg, zum Glück wird niemand verwundet. Prinz Gung zieht auf meinen Rat in die Kellerräume des Schulgebäudes. Mittags Pause in der Beschießung. Um 2 Uhr fängt die Beschießung wieder an. Ich sehe von oben im Haus, wie kurz nacheinander mehrere Granaten im südlichen Schülerhof einschlagen. Kurz darauf höre ich von der Veranda klägliches Wimmern und Stöhnen. Dazwischen immer das Sausen und Krahen der Schrapnells und Granaten, die fortwährend in der Nähe, bald da, bald dort, einschlagen. Ich gehe hinüber nach der Schule und sehe nach den Leuten. In einem Winkel des Hofes liegt in einer Blutlache der eine, weiter unten der andere, der noch schlimmer verletzt zu sein scheint. Ich gehe nach der Aula, wo die Leute ratlos versammelt sind. Ich lasse sie eine Tragbahre holen, um die Verwundeten unter Dach zu bringen. Ohne mich tun sie keinen Schritt, doch folgen sie mir wenigstens. Zum Glück können beide in Sicherheit gebracht werden, ohne daß weitere Verletzungen

vorkommen. Ich gehe zurück ins Haus, um Wein für die Verwundeten zu holen, da sehe ich, wie unter den Trümmern noch ein Mensch hervorkriecht. Er war ganz schwarz verbrannt an Gesicht und Händen und bleibt unter der Tür noch halb unter den Trümmern bewußtlos liegen. Eine Bahre ist nicht mehr da. So lasse ich eine Tür ausheben, und ihn darauf nach der Aula bringen. Während ich den Wein holen gehe, stirbt er. Ein anderer war unter den Trümmern sofort erschlagen worden. Der ganze Hof ist von Blut, Trümmern und Fetzen bedeckt. Dies war die schwerste Stunde; dennoch: Wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. (Heutige Losung)

Kurz darauf dringt auch ein Schrapnell durch das Dach des Wohnhauses in das obere Zimmer ein, wo ich mich ein paar Minuten zuvor zur Beobachtung aufgehalten hatte. Es wird mancher zer schlagen und alles tüchtig durcheinander gerüttelt. Das ganze Haus füllt sich mit Pulver- und Pikrindampf, so daß es erst scheint, als wäre Feuer ausgebrochen. Als wir löschen wollen, zeigt sich jedoch zum Glück, daß kein Feuer da war. Das Dach hat nur ein kleines Loch. Nur innen sind die Holzwände durchbrochen. Das Schrapnell fand sich noch gut erhalten unter dem Fußboden. Es schlug nicht in die unteren Zimmer durch. Die Bleikugeln lagen überall umhergestreut. In den Garten fallen auch mehreren Granaten. Einmal sah ich, wie die Bibliothek getroffen wurde, und glaubte sogar, die Zerstörung im Dach zu sehen, das halb abgedeckt war. Als ich aber hinging, zeigte es sich, daß die Granate unmittelbar hinter der Bibliothek eingeschlagen war, so daß nur die eine Wand ganz mit Lehm und Pikrin bespritzt war. Das Dach war unversehrt, nur ein paar Ziegel waren zerbrochen.

Telephon und elektrisches Licht ist von jetzt ab in unserem Hause unterbrochen. — Abends noch auf der Polizei wegen Beerdigung der Toten. Auch im Hospital war einer der Verwundeten gestorben. Wir bekamen Erlaubnis, die Toten zu beerdigen, wo Platz ist, doch hat die Polizei keine Leute mehr, so daß wir alles selbst besorgen müssen.

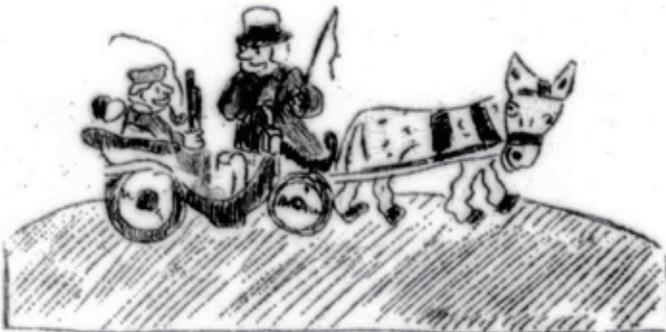
Fortsetzung folgt.



Der Spiegel!

Humoristische
Beilage zu No. 18
II. Band des T. A.
vom 23. I. 1916.

Landsturmmann Maier
kehrt von Urlaub zurück.



Männeken, fahren Sie man bis Ren zu, ik will nämlich
noch vor Kitchnern nach Aegypten kommen.

Der Erste !

Der Niki kommt jetzt zur Vernunft
Er gibt in seinem Hirn entschieden
Schon den Gedanken Unterkunft

Ich mache Frieden !

Denn er erwägt: Die Sache lief
Nicht gut für diese Briten
Auch ist der Sterlingskurs zu tief
Hinabgelitten.

Und er erkennt so immermehr
Am fortgesetzten Trauerkunden
Mit was für tücht'gen Freunden er

Sich hat verbunden.

Er fühlt mit großer Sorge schon
Wenn er bedenkt, 's ist nichts zu hoffen
Wird ihm versproch'n als Siegeslohn

Die Treugenossen.

Er kommt jetzt endlich zur Vernunft
Sein Land, das ging ihm flöten
Drum besser ist's eh man versumpft
Die Hand zum Frieden böten.

Sie alle hab'n verlassen mich
Seit langem schon gemieden,
Die Sache wird mir fürchterlich
Drum mach ich Frieden.



Eine Hand und einen Faden
Was es wird das sollst Du raten.
Ein Gestell aus Holz gemacht
Darauf ein Netz aus Draht gedacht.
Dieses Ganze kann man sehn
Auf einem Holze aufrecht stehn.
Drunter streut man etwas Reis
Paßt dann auf mit großem Fleiß
Ist was drinnen, dann reißt man schwapp
An dem Faden, es sagt klapp
Drunnen zappelt dann ein Tier
Was es ist, das sage mir.

